

Fachliche Standards in der Sozialarbeit gestern – heute – morgen

Impulsveranstaltung, 30.11.2005

Wiener Sozialarbeit im Wandel der Zeit – Zur Veränderung von Praxis, Ausbildung und Forschung sozialer Arbeit¹

Gespräch und Diskussion

16.55 Uhr – 18.10 Uhr

Dr. Maria Dorothea Simon (Sozialarbeiterin, ehemalige Direktorin der SOZAK Freytaggasse)
Prof. Mag. DSA Hans Reiter (Sozialarbeiter, Lehrender an der SOZAK/FH Soziale Arbeit)
Oberamtsrätin DSA Brigitte Zinner (Sozialarbeiterin und Dezernatsleiterin der MAG 11)
DSA Christine Spitzky (Sozialarbeiterin und ehemalige Lehrende an der SOZAK)

1. Historischer Rückblick und Einleitung zur Diskussion von Hans Reiter

Reiter: Werte Kolleginnen und Kollegen, liebe Kolleginnen und Kollegen in der Ausbildung bzw. auch aus der Praxis! Ich wurde offenbar ausgesucht von dem jungen Team, Ihnen die Zeit bis zum Buffet zu verkürzen, weil es meinte, der Reiter ist schon so alt, der hat das alles erlebt. Das stimmt. Ich freue mich auch, dass viele KollegInnen da sind, die – so wie ich – sozusagen eine Zeitreise zurück machen. Wir waren damals knapp über 20 Jahre alt. Wir gehen zurück ungefähr in das Jahr 1970, also ungefähr dorthin, wo die Kollegin [Wolfgruber] aufgehört hat, zu diesem Schnittpunkt von Fürsorge und Sozialarbeit. Das heißt, es ist für manche von uns eine Reise in die Jugend, für viele von Ihnen eine Reise in die Geschichte. Ich freue mich auch, dass so viele StudentInnen hier sind. Ihnen kann ich nur sagen: Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit vergeht.

Bevor ich aber die Kolleginnen begrüße, die mit uns heute diskutieren und diese Zeitreise mitmachen, möchte ich Sie alle ganz kurz einladen, auch ein bißchen mit uns zurück zu gehen. (Overhead-Präsentation von Reiter) Ich zeige Ihnen nun Zeitschriften aus den 70er Jahren. Manche von Ihnen werden sie noch kennen. Das ist das SIÖ („Sozialarbeit in Österreich“), die Ausgaben von 1969, 1970, 1971. Soweit, damit Sie also wissen, in welcher Zeit wir uns nun befinden. Das heißt, es gab natürlich keinen Computer, sondern in der Schule hat man die „Kuglermaschine“ gehabt, mit der wir gerechnet haben. Es gab noch keine U-Bahn, für alle, die das nicht glauben.

Ich habe auch eine kleine Erhebung gefunden aus dem Jahr 1969, über die Situation der Fürsorgerinnen damals in Österreich. Die Kollegin hat es ja schon angeschnitten, Fürsorge war damals vorwiegend ein Frauenberuf. Es gab ja auch die Rechtsfürsorge, da waren die Männer, die Vormünder. Die wurden ja schon bald – wie es beim Bund so schön hieß – in B eingestuft, also nach dem Status, den sie erreicht hatten aufgrund der Matura, während die Frauen - weil sie ja irgendwie sozial sind - , von denen sehr viele die Matura hatten, in D und in C eingestuft wurden. D entspricht – wie man heute sagen würde – dem Status des Amtsgehilfen und C entspricht dem des Pflichtschüler plus Handelsschulabschluss. Das war also die Zeit

¹ Wiener Sozialarbeit im Wandel der Zeit - Zur Veränderung von Praxis, Ausbildung und Forschung sozialer Arbeit. (Maria Simon, Christine Spitzky, Brigitte Zinner im Gespräch mit Hans Reiter) Veröffentlichung im Rahmen >>Fachliche Standards in der Sozialarbeit. gestern-heute-morgen<< Wien 30.11.2005: www.sozialarbeit.at (für das Transkript: Silke Supper, geringfügige sprachliche Korrekturen: Gudrun Wolfgruber, Josef Bakic)

damals 1969, wo dieses Heft SIÖ veröffentlicht wurde. Es ist nicht ganz klar, ob die Daten 1965 oder 1966 erhoben wurden – aber, aufgrund der technischen Ausrüstung hat es oft länger bis zur Veröffentlichung gedauert.

Hier nun einige Zahlen: Von 496 Sozialarbeitern und Fürsorgerinnen waren 346 ledig, 109 verheiratet, 21 verwitwet, 14 geschieden und 6 ohne Angabe - die haben also gar nichts gesagt. Als Anmerkung ist vermerkt: „Im Bundesland Vorarlberg besteht an sich noch der Zölibat“ – nur damit Sie wissen, wovon wir sprechen, denn das ist noch gar nicht so lange her. Sie müssen auch die Zeit verstehen, das war ja 1965. Da galt noch das Jugendwohlfahrtsgesetz aus dem Jahr 1954, das ja übrigens bis 1988 gegolten hat.

Die Kinderzahl in Summe: Von 496 hatten 398 Fürsorgerinnen kein Kind, 58 hatten ein Kind, 30 zwei Kinder, 6 hatten drei Kinder, 2 vier Kinder und fünf zwei Kinder. Dann steht darunter: „Nahezu 20 % der Befragten sind nicht kinderlos. Eine Situation, die die Lebensverhältnisse der Fürsorgerinnen nach anstrengendem Dienst nicht unbedeutend erschwert.“

Die nächste Tabelle, werte Kolleginnen und Kollegen, zeigt die Wohnverhältnisse der Fürsorgerinnen, aufgegliedert nach Siedlungshaus, eigenem oder gemieteten Haus, Eigentumswohnung, Hauptmietwohnung, Untermietwohnung, Dienstwohnung. Von 496 Fürsorgerinnen wohnten 28 in einem Siedlungshaus, 66 in einer Eigentumswohnung, 172 in Hauptmiete, 193 in Untermiete, 31 in Dienstwohnungen, 6 ohne Angabe (damals unterstandslos sozusagen). Demnach hatten 45 % keine gesicherte Unterkunft. Als Anmerkung steht: „Die Entfernung der Dienststelle vom bisherigen Wohnort macht es der jungen Fürsorgerin oft unmöglich, weiter im Familienverband zu leben.“

Auch die Haushaltsführung wurde erhoben: Von 496 Fürsorgerinnen hatten 356 eine eigene, 128 hatten keine eigene Haushaltsführung.

Auch ihre Hobbys, ihre Freizeit wurde erhoben: Die Fürsorgerinnen hatten praktisch keine Zeit für Hobbys.

Soweit dazu, damit Sie ein bisschen wissen wo wir sind.

Was hat sich dann an Themen in den folgenden Jahren ergeben?

Manches wird Ihnen bekannt vorkommen - könnte auch von heute stammen.

Themen waren:

- „Im Netz der Institutionen geschützt und gefangen“
- „Chronisch frustriert?“
- „Zwischen Psychoanalyse und Gesellschaftsreform“
- „Arbeitsbedingungen hinderlich – Alternativen!“ (Bundestagung 1977)
- „Den Bedürfnissen Rechnung tragen“

Dazu kamen die gesellschaftliche Dauerthemen, wie z.B. „Sozialarbeit und Gesellschaft“. Alle Bücher dazu, waren damals sozusagen abgegriffen. Auch ein Dauerthema: „Berufskodex, Berufsbild“ und „Professionalisierung“ – heute noch nicht abgeschlossen.

Das letzte Thema ist die „Die Ausgangslage“. Das war damals im Jahr 1969/1970 der Lehrplan an den höheren Lehranstalten für Sozialberufe. Das ist noch jene Anstalt, die Frau Dr. Simon dann übernommen hat. Und von dort ging es dann zu den ersten Reformen. Knapp davor - z.B. in Linz allerdings erst im Jahr 1970 - wurde die Fürsorgeschule umgewidmet in die höhere Lehranstalt. Das ist auch im SIÖ als Neuigkeit angeführt. In Wien gab es diese höheren Lehranstalten schon etwas früher.

Interessant ist die Tatsache, dass es eigentlich ein Pflichtschulsektor war, aber trotzdem praktisch nur Maturanten aufgenommen wurden. Wir waren eigentlich in einer eigenartigen Zweiterstellung.

Ich war 1969 als Studentenvertreter bei einer Tagung in der Prinz-Eugen-Straße zur „Zukunft der Ausbildung von Sozialarbeit in Österreich“. Da hat damals der Referierende gesagt: „Ihr kommt noch mit einer 2-jährigen Ausbildung durch, aber wahrscheinlich macht ihr schon eine 3-jährige Ausbildung.“ Ich war damals im 2. Semester. Es hat dann aber doch bis 1988 gedauert, ungefähr gleich schnell wie bis zur Änderung des Jugendwohlfahrtsgesetzes. - Man kann sagen: Alles, was sich in Österreich verändert, dauert ungefähr 30 Jahre.

1976 wurden aber die 2jährigen Akademien in Wien gegründet. Frau Dr. Simon war maßgeblich daran beteiligt, doch darüber werden wir später noch plaudern. Die Ausbildung war aber nur 2jährig und wie wir jetzt wissen, ist der Nachteil doch der, dass z.B. bei der Frage nach dem Master-Studiengang diejenigen mit 2-jähriger Ausbildung nicht so einfach sagen können, dass das eigentlich sowieso 3 Jahre waren“ (weil wir schneller gearbeitet haben). Diese österreichischen Lösungen gehen nicht mehr, weil EU und Fachhochschulrat usw. uns hier genauer auf die Finger schauen.

Werte KollegInnen, so war das damals. Ich darf jetzt meine lieben Kolleginnen und Diskutantinnen bitten, auf der Bühne Platz zu nehmen. Liebe Frau Dr. Simon, Sie wurden ja bereits vorgestellt.

Diskutantinnen der Podiumsdiskussion:

- Dr. Maria Dorothea Simon
- Oberamtsrätin Brigitte Zinner (DSA und Dezernatsleiterin der MAG 11)
- Christine Spitzky (ehemalige Lehrende an der SOZAK)
hat 1971 in München bereits die Fachhochschule besucht, ist anschließend nach Österreich gekommen und im Jugendbereich bzw. im Jugendamt tätig gewesen; arbeitete im Projekt Gemeinwesenarbeit, in der Forschung und in den letzten Jahren in der Abendform der Akademie in der Seegasse bzw. anschließend in der Bundesakademie für Sozialarbeit.

Moderator:

- Prof. Mag. DSA Hans Reiter

Beginnen wir mit der Frage der Ausbildung in der Sozialarbeit. Ich sehe ja auch einige StudentInnen von Ihnen, Frau Simon hier sitzen, die ja in die Geschichte als Revolutionäre eingegangen sind.

Reiter an Simon: *Wie war das, als Sie die Schule 1971 übernommen haben und ja bereits die Planung lief, die Ausbildung zu verlängern? Die Studentenzahlen waren damals zu Beginn noch sehr gering. Ich bin 1970 mit der Ausbildung fertig geworden. Da waren wir waren 14 Studenten. Das hat sich ja dann verändert.*

Simon: Zu der Frage, ob die Verlängerung schon im Gespräch war. Naja, seitens der Lehrenden und der Schulen ja. Aber die Vorgesetzten im Jugendamt wollten nichts davon hören, weil mit einer längeren Ausbildung finanzielle Ansprüche kommen und das war nicht gewünscht. Außerdem gab es so wenig Nachwuchs und man hat fälschlicherweise geglaubt, wenn die Ausbildung länger und höher wird, werden noch weniger SchülerInnen kommen. Das war eine Hürde. Ich weiß nicht, ob man da ein Geheimnis verrät, aber jedenfalls war der

Senatsrat der Stadt Wien, der das Jugendamt geleitet hat, gerüchteweise über meine Vorgängerin an der Akademie in der Freytaggasse so erbost, weil sie die 3-jährige Ausbildung gefordert hat, dass er sie an die neue gegründete Bundesakademie katapultiert hat. Er hat mich dann berufen und hat nicht gewusst, dass er sich damit ein Kuckucksei hineinsetzt, weil ich natürlich auch für eine verlängerte Ausbildung war.

Reiter an Zinner: *Frau Kollegin Zinner, Sie waren damals Studentin, noch an der höheren Lehranstalt für gehobene Sozialberufe. Wie war das damals so als Studentin?*

Zinner: Aufregend war's. Ich bin direkt von der Matura gekommen und habe das einfach sehr spannend und interessant gefunden: Psychologie, Soziologie, manchmal sogar die Rechtsfächer. Die Beschäftigung, auch die Diskussionen (politische Diskussionen) unter den Studenten, das war einfach für mich eine ganz andere Welt. Ich war sehr zufrieden.

Meine Ausbildung machte ich 1973 bis 1975 und die funktionierte wie ein Schulbetrieb. Das, was meine Tochter manchmal beklagt, dass es auf der Uni so anonym ist, das war auch gegeben, aber es hatte nichts damit zu tun, wie das im Gymnasium war, sondern es war lebendig und eine Aufbruchsstimmung, es war spannend. Ich persönlich hatte den Eindruck, ich habe gefunden was ich wollte und was Besseres konnte mir nicht passieren.

Reiter: *Die Kollegin verheimlicht natürlich unseren heutigen Studenten eine Kleinigkeit. Es war damals das goldene Zeitalter. Man bekam als Student in der Freytaggasse angeblich hin und wieder - wenn man vorbeigeschaut hat - Geld dafür.*

Zinner: Das so genannte Taschengeld. Wobei das „hin und wieder“ nicht gestimmt hat, da war schon Anwesenheitspflicht erforderlich. Die Frau Direktor hat aber – abgesehen von diesen Anwesenheitskontrollen – auch immer einen Preis in Aussicht gestellt, für Leute, die in den Pausen auf den Gängen nicht rauchen. Das hat jedoch nie funktioniert und deswegen weiß ich bis heute nicht, was der Preis gewesen wäre fürs Nichtrauchen.

Reiter: *Da gab es ja noch den Lehrplan von 1969/1970, das hieß, es war gerade der Übergang von der Fürsorge zur Sozialarbeit. Die Fächer, der Fächerkatalog waren noch sehr stark, also unter Anführungszeichen, von der Aufsplitterung der Fürsorge geprägt. Es war immer noch eine sehr stark medizinisch orientierte Ausbildung.*

Simon: Ja, es war beinahe eine halbe Krankenpflegeausbildung. Der damalige Fächerkatalog hat sich noch stark orientiert an dem (wie Frau Wolfgruber zuvor gesagt hat), was Tandler wollte. Tandler wollte eigentlich nicht das, was man unter der modernen Sozialarbeit versteht. Er wollte sozusagen die Gemeindeschwester haben, also eine Hilfskraft des Arztes für das Gesundheitswesen. Das war es, was er im Wesentlichen wollte und der damalige Fächerkatalog war noch sehr stark davon geprägt.

Vielleicht kann ich da auch noch an etwas anknüpfen, was Sie zuvor gesagt haben, dass so wenig Studenten da waren. Wie ich an die Schule gekommen bin, das war überhaupt sehr sonderbar. Der Obersenatsrat, der die Schule geleitet hat, hat mich - obwohl ich ihn vorher erst einmal gesehen hatte - zu sich bestellt und gefragt, ob ich Direktorin der Lehranstalt für gehobene soziale Berufe werden möchte. Ich habe gesagt: „Wieso, ich habe mich ja gar nicht darum beworben.“ Sagte er: „Naja, das werde ich schon in Ordnung bringen.“ Ich war total verwirrt.

Ich habe schon vorher auf diesem Gebiet gearbeitet, aber weder im Schulwesen noch in der österreichischen Sozialarbeit. Ich habe in England Sozialarbeit studiert, habe in Amerika als Sozialarbeiterin gearbeitet, war in der Sozialforschung am Institut für Höhere Studien tätig, und habe am Institut für Heimerziehung begonnen die sozialpädagogische Grundlagenforschung einzurichten, als er mich zu sich bestellt und mir diesen Job angetragen hat.

Jedenfalls habe ich nicht gewusst, wie mir geschehen ist und ungefähr eine Woche später bekam ich wieder einen Anruf, ich soll wieder zu ihm kommen. Da hat er gesagt: „Kommen Sie, wir fahren jetzt in die Schule.“ Daraufhin sind wir in die Lehranstalt für gehobene Sozialberufe nach Ottakring gefahren. Er hat gesagt: „Die Frau Direktor Lessing ist schon an der neuen Schule, Sie fangen sofort an.“ Weiters hat er gesagt: „Wir haben so wenig Nachwuchs, Sie sorgen dafür, dass mehr Studierende kommen. Und wenn Ihnen das nicht gelingt, dann sperren wir die Schule zu.“ Hat er gesagt und ist gegangen. Da bin ich also dort gestanden und hätte die Schule leiten sollen und habe – wie gesagt – keinen Tau gehabt, weder vom Schulsystem in Österreich noch über die sozialarbeiterische Praxis. Ich habe nur gewusst wie es im Ausland zugeht, aber nicht wie es hier abläuft. So hat das angefangen.

Es waren also ganz wenige Studenten da, die musste ich alle erst kennen lernen. Und man war wirklich froh über jeden, der sich gemeldet hat, der kommen wollte. (Anmerkung von Reiter: ohne lange Aufnahme-rituale) Der Kollege Reiter hat schon zuvor gesagt, dass man hat denen, die studiert haben, ein monatliches Taschengeld gegeben hat und man sich dafür verpflichten musste, 5 Jahre beim Jugendamt zu arbeiten. Nur war die Arbeit beim Jugendamt damals sehr unbeliebt - wie ich höre, hat sich da viel geändert. Aber jedenfalls haben die Studenten das damals als eine Art Leibeigenschaft empfunden. Ausserdem war dieses kleine Taschengeld nicht genug, um wirklich davon leben zu können.

Reiter: *Diese Verpflichtung wurde dann als sittenwidrig aufgehoben.*

Simon: Man musste das Taschengeld ja nicht nehmen, man konnte ja auch darauf verzichten. Aber verzichten hat auch kaum einer wollen. Sie haben es genommen, aber geschimpft. Ich habe dann auch gesagt: „Das hat ja keinen Sinn! Sie werden da zu einer Arbeit gezwungen, die sie nicht wollen und das Taschengeld reicht auch für nichts. Also was soll das?“ Jedenfalls mit der 68er Revolution der Studenten, die bei uns ja erst ein paar Jahre später gekommen ist - weil in Österreich ja alles ein paar Jahre später kommt - , hat die traditionelle Praxis der Sozialarbeit, die irgendwie bevormundend, kontrollierend war, nicht mehr gegriffen.

Noch etwas möchte ich sagen: Bis fast in die 70er Jahre und noch länger war das Jugendamt besessen vom unehelichen Kind. Alles war darauf ausgerichtet, sich um die „uneheliche Mutter“ - wie das geheißen hat, also die unverheiratete Mutter- und das Kind zu kümmern, darum hat sich alles gedreht. Bei der Geburt eines unehelichen Kindes war das Jugendamt automatisch Vormund. Es hat viele Jahre gedauert, bis die Mütter selbst Vormund des Kindes werden konnten. (Anmerkung von Reiter: Aber nur wenn sie brav waren.) Ja, das mussten sie sich sozusagen erst verdienen. So hat das Jugendamt damals ausgesehen in Bezug auf das uneheliche Kind.

Es hat dann auch Jobs gegeben im Gesundheitswesen, die waren fast noch unbeliebter als beim Jugendamt, weil da ging es eigentlich darum, die Sanitätsgesetze durchzusetzen, vor allem z.B. in der Tuberkulosenfürsorge. In dieser Zeit hat es aber nicht mehr sehr viel Tuberkulosefälle gegeben. Trotzdem war alles noch so besessen von Problemen der Zwischenkriegszeit. Jedenfalls mit der verspäteten 68er Revolution haben alle diese Praxisfelder und alle diese Aufgaben nicht mehr richtig getaugt. Es war damals die Zeit dieser autonomen

Hausbesetzungen, dieser Bewegung „Schließt die Heime!“, dieser Basisbewegungen, wie die Demokratische Psychiatrie, die Kritische Medizin etc.

Reiter: *Frau Dr., dürfen wir hier sozusagen eine kleine Zäsur machen, wir sind schon zu sehr in der Praxis, sonst kommt mein Konzept irgendwie durcheinander. Wenn man ein bisschen älter wird, ist man nicht mehr so flexibel.*

Reiter an Spitzzy: *Liebe Christine, du bist ja schon vorweg mit Erfahrungen einer Fachhochschulausbildung, die ja bei uns erst 30 Jahre später kam - auch wenn wir die SOZAK ab 1976 als halbe Fachhochschule bezeichnen - , nach Österreich gekommen. Wie erging es Dir – fachhochschulgebildet - als du nach Österreich ans Jugendamt gekommen bist?*

Spitzzy: Zuerst musste ich meine Rechtsprüfungen hier nachmachen. Ich habe von 1971 bis 1975 die erste Fachhochschule in Bayern mitgemacht. Wir hatten sozusagen diesen Sprung schon vollzogen. Unser Leitbild war die revolutionäre Berufspraxis für SozialarbeiterInnen. Wir hießen auch Sozialpädagogen, das waren die, die eben die Basisarbeit irgendwo machen. Wir hatten so gesehen eine politisch sehr bewegte Zeit. Wir hatten die Vorstellung, dass wir unsere KlientInnen - wobei wir von ihnen relativ wenig gewußt haben - doch ermächtigen, ihre Bedürfnisse, ihre ganzen Probleme selbst in die Hand zu nehmen, um sich dann selbst zu helfen und dabei wollten wir Stütze geben – eigentlich haben wir uns selbst geholfen.

Ich muss sagen, was bei der Fachhochschulausbildung damals in meiner Zeit prima war - abgesehen davon, würde ich heute hier nie genommen werden - , dass es keine Aufnahmeprüfung gab. Also so wenig Ahnung von Sozialarbeit wie ich damals hatte, dürfte heute niemand mehr haben, der eine Ausbildung anfängt. Jedenfalls haben wir gelernt, was der Allinsky - auch ein radikaler Gemeinwesenarbeiter aus den USA- gesagt hat, keine Angst vor Autoritäten zu haben. Wir haben gelernt, möglichst unkonventionell etwas durchzusetzen - also z.B. durch Hausbesetzungen usw. Wir haben sehr viel Zeit damit verbracht, uns einen eigenen politischen Standpunkt zu erarbeiten und dazu braucht man Zeit, die, wie ich finde, heute fehlt. - Ich weiß, wir dürfen zwar nicht über heute reden, aber ich finde bei der heutigen Ausbildung fehlt schlichtweg die Zeit.

Wir hatten aber eine hundsmiserable methodische Ausbildung, die war eine Katastrophe und von der Lebenswirklichkeit der KlientInnen hatten wir auch eigentlich keine Ahnung, muss ich ganz ehrlich gestehen. Als ich dann hier her kam und bei der Caritas das erste Jahr an der Abendakademie war, weil ich meine Rechtskurse nachmachen musste und auch als ich ans Jugendamt gegangen bin, habe ich unglaublich viele Vorschusslorbeeren bekommen, weil ich ja die Fachhochschule gemacht hatte - die waren aber meiner Meinung nach nicht unbedingt gerechtfertigt.

Also meine heißen Erwartungen an die Fachhochschule waren immer - mein ganzes Leben hier in Österreich und das sind immerhin schon ganze 33 Jahre - relativ beschränkt. Also ich habe die Begeisterung, die heißen Erwartungen, die man hier an die Ausbildung hatte, nie ganz so geteilt, aber davon vielleicht später. Ganz ehrlich muss ich sagen, was ich hier dann erlebt habe in der Sozialarbeitsausbildung und auch in der Praxis - ich war am Jugendamt 22, ich hatte eine fantastische Anleiterin, die Frau Maletz - war, dass die Ausbildung hier unglaublich praxisbezogen ist, dass man sehr, sehr viel lernt über die Menschen in ihren ganzen Lebenszusammenhängen und dass die Methodenausbildung damals vor allem in der Einzelfallarbeit einfach sehr, sehr viel besser war. Doch die fiel bei uns unter bürgerlichen Kleinkram, fiel also an der Fachhochschule unter den Tisch; die Gemeinwesenarbeit war da schon besser, denn die war schon irgendwie ein bisschen revolutionär.

Und das ist auch etwas, was ich in den ganzen Diskussionen die langen Jahren um die Fachhochschule hier miteingebracht habe, dass ich gesagt habe: „Bitte, bitte vergesst nicht, es geht um Menschen und es geht in erster Linie um Menschen im Einzelkontakt und dann auch in Gruppen, Familien usw.“, dass die methodische Ausbildung (und das ist ja nicht nur das Gespräch, sondern wie plane ich überhaupt etwas) unglaublich wichtig ist.

Also was ich von der Fachhochschule mitgebracht habe, war – wie gesagt – eine Begeisterung, politisches Engagement. Ich habe mir einen eigenen Standpunkt erarbeiten können, wir waren sehr unkonventionell unterwegs, wir haben keine Angst mehr gehabt vor Autoritäten - was ich hier immer ein bisschen bedauere, was hier ein bisschen häufiger ist. Ich weiß nicht, wie es heute ist, aber zu meiner Zeit war es eben noch so: immer die Schere im Kopf bevor man was sagt. Allerdings die Fachlichkeit, die Professionalität des Handwerks in der konkreten Arbeit mit Personen in Notlagen, war hier in der 2-jährigen und vor allem in der 3-jährigen Ausbildung einfach um Häuser besser, das muss ich einfach nochmals sagen. Ich hoffe schwer, dass Sie das noch mitnehmen in die diversesten Fachhochschulen, also in die weitere Zukunft - jetzt geht es ja wieder zurück ins Bakkalaureat usw. usf.

Reiter: *Danke liebe Christine.*

Reiter an Simon: *Vielleicht jetzt nur ganz kurz, weil wir dann vielleicht das Thema Ausbildung mit Fragen aus dem Publikum abschließen. Frau Dr. Simon, es ist ja dann so gewesen, dass 1976 die Akademie gekommen ist, die ja eigentlich 3-jährig hätte sein sollen. Der Berufsverband hat dafür gekämpft, alle haben dafür gekämpft. Aber es ist dann aus den Gründen, die Sie ja auch schon zum Teil erzählt haben, nämlich insbesondere durch den Widerstand der Länder, die ja letzten Endes als Dienstgeber hauptsächlich davon betroffen waren, verhindert worden. Die hatten Angst, dass es zu teuer kommt.*

Ich möchte noch etwas zu den Zahlen sagen: Im Jahr 1970 waren etwa 1200 SozialarbeiterInnen im Berufsverband organisiert, im Jahr 1980 waren es über 2000, 1990 über 3000 und jetzt sind es ca. 3900 SozialarbeiterInnen. Also wenn man diese 35 Jahre, von 1970 bis heute, rechnet, hat sich immerhin die Anzahl der jetzt im Berufsverband tätigen SozialarbeiterInnen mehr als vervierfacht. Es hat sich also hier, gerade in der Zeit von 1970 bis 1980 sehr viel entwickelt.

Der Kollege Schlechter von der Bewährungshilfe ist auch da. Dort hatten wir jedes Jahr einen Kurs. Wir konnten ja aus den Absolventen der Akademien gar nicht die Personalnachfrage rekrutieren, denn es wurden jedes Jahr zwischen 15 und 20 Mitarbeiter aufgenommen.

Mit 3 bis 4 Worten zusammengefasst, Frau Dr. Simon, was waren die wichtigsten Eckpfeiler dieser Reform, weg von der medizinischen, sehr fremd orientierten/ fremd definierten Ausbildung, die damals dominiert war von den „Hilfswissenschaften – wie wir das heute bezeichnen würden. 1976 war das aber nicht mehr ganz so. Was waren aus Ihrer Sicht die entscheidenden Punkte?

Simon: Wie ich schon gesagt habe, in den 70er Jahren hat dann ein Umbruch auch in der Gesellschaft stattgefunden – es gab diese vielen Basisbewegungen. Wir haben vorher in der Schule versucht, auch so ähnlich wie die Frau Kollegin Spitzzy gesagt hat, den Studenten beizubringen oder klar zu machen, dass es wichtig ist, positive Akzente zu setzen - Empowerment würde man es heutzutage nennen - und nicht nur zu verwalten und zu dirigieren. Aber es hat irgendwie nicht gepasst. Immer hat es geheißen, unsere Ausbildung sei realitätsfremd.

Und das war sie in diesem Sinn ja auch, denn das, was die StudentInnen in der Schule gelernt hatten, konnten sie in der Praxis nicht wirklich umsetzen.

Nach dieser gesellschaftlichen Revolte sind diese Tätigkeiten aber plötzlich sinnvoll geworden. Die Erwachsenenfürsorge, die allgemeine Fürsorge z.B., hat vorher so gut wie keine SozialarbeiterInnen beschäftigt, sondern nur Beamte. Jetzt wurden dort auch SozialarbeiterInnen aufgenommen. Dann wurden verschiedene Beratungsstellen ausgebaut, im Jugendamt hat man begonnen auf Dienstleistungen statt auf Kontrolle zu setzen. Es kam nachher zu einem wirklichen Austausch zwischen Praxis und Schule, was vorher nicht war. Die Schulen haben irgendwas unterrichtet, was in der Praxis nicht anzuwenden war und jetzt war es also möglich, das Gelernte in der Praxis anzuwenden. (Einwurf Reiter: Dazu muss man sagen, das war dann insbesondere das, was allgemein Projektunterricht genannt wurde.)

Etwas ganz Wichtiges war, dass wir begonnen haben Projekte zu entwickeln. Die Idee des Projektunterrichts ist eigentlich aus Deutschland gekommen. Die Schule in Innsbruck hat als erste Projektunterricht gemacht und wir haben es dann an unserer Schule als zweite gemacht. Wichtig waren Projekte, bei denen die StudentInnen selbst eine Idee hatten und in der Praxis auch durchgezogen haben. Aus diesen Projekten sind dann – und das war sehr wichtig – auch Arbeitsplätze entstanden, wie z.B. die Notschlafstelle, das Streetwork, dann später auch der Augustin - die Straßenzeitung -, die Frauenhäuser usw. Das waren alles ursprünglich Projekte der StudentInnen, die zu neuen Formen der Sozialarbeit geführt haben und die tatsächlich auch Arbeitsplätze geschaffen haben. Ich würde sagen, dass war etwas ganz Wichtiges.

Reiter: *Weil ich in den alten SIÖ-Heften geblättert habe, nur eine kleine Anmerkung: Es gibt in einer Ausgabe von 1976 einen Beitrag - weil Sie es jetzt angesprochen haben - der Frau Direktor aus Innsbruck unter dem Titel „Grenzen der Studentenautonomie im Projektunterricht“. Es ist offenbar so gewesen, dass die StudentInnen dort durchgaloppiert sind und den Projektunterricht nur mehr selbst gestaltet haben. Die Direktion und der Lehrkörper hatten Schwierigkeiten hier mitzuhalten.*

Ich würde jetzt bitten, diese Runde langsam zu beenden. Es sind ja viele dabei, die diese Zeit als StudentInnen miterlebt haben, die ja auch daran beteiligt waren, ich sage jetzt einmal, Dinge zu verändern. Ich möchte jetzt nicht nochmals die Folien auflegen, aber ich habe einen Beitrag in einer SIÖ aus dem Jahr 1975 gefunden: Bei einer Bundestagung gab es einen Antrag – zur Veranschaulichung der Verbindung zwischen Schule und Praxis-, in der Praxis möge doch Supervision von den Dienstgebern bezahlt werden. Auch ein zweiter Antrag wurde eingebracht, demzufolge Mitarbeiter in der Praxis für fachliche Fortbildung doch zumindest 3 Tage dienstfrei gestellt werden sollten. Diese Anträge bei der Bundestagung kamen von den StudierendenvertreterInnen. Er ist zwar heute nicht da, aber der Herr Kahl war damals Studienvertreter. Er ist heute als Sozialarbeiter im Bundesministerium für Justiz tätig. Nur damit Sie die Verbindung sehen: Die Studenten haben sich damals schon um ihre zukünftige Praxis Sorgen gemacht und auch mitgewirkt.

Bitte: Fragen, Anregungen oder Erlebnisse...

Frage aus dem Publikum: Eine Frage zu den Männern, die studiert haben. Als ich 1980 studiert habe waren wir 15 % Männer. Ich habe den Eindruck es sind heute ungefähr 30 % männliche Studenten. Wie war es z. B. 1970?

Reiter: *Da gab es immer Unterschiede, je nach Schule in Abendform oder Tagesform. Ich müsste jetzt unsere Direktorin, Frau Bittner, fragen. Barbara, weißt du unseren Männeranteil?*

Bittner: Ich glaube es sind 25 – 30 %, so in der Größe.

Reiter: *25 bis 30 %. Ich glaube, das ist in den letzten Jahren relativ konstant geblieben.*

Frage aus Publikum: Ich habe miterlebt, als der erste Mann in die damalige Fürsorgeschule gekommen ist. Das war so ungewohnt, das kann man gar nicht beschreiben. (Einwurf Reiter: *Der wusste wahrscheinlich nicht, wo er aufs Klo gehen sollte.*) Nein, das war kein Problem. Sie kennen ihn wahrscheinlich, das ist der Dr. Koppe, der lange Jahre Chef von der Konsumentenberatung war. (Einwurf Reiter: *Er hat bei mir noch Volkswirtschaft unterrichtet, ich kenne ihn noch sehr gut.*) Das war der erste männliche Student. Er ist durch einen Zufall hineingekommen, v.a. weil er ein Stipendium bekommen hat. Daneben hat er auch noch an der Universität studiert.

Reiter: *Das war ungefähr in welchem Jahr?*

Antwort: 1948 oder 1949 muss das gewesen sein.

Reiter: *Ach, so früh war das schon?! Und da gab es schon ein Stipendium?*

Antwort: Ja, das war damals das Zuckerl. Es war ja nicht so, dass jeder Arbeit gehabt hat nach dem Krieg. Studieren hat auch nicht jeder können und wenn, dann gab es fast keine Stipendien. Da gab es aber ein Stipendium für Männer, die in die Fürsorgeschule gingen.

Reiter: *Und gab es das nur für Männer oder auch für Frauen?*

Antwort: Das gab es für beide. Das wurde nicht extra für den ersten Mann geschaffen.

Reiter: *Frau Kollegin, wie viele Studierende waren sie damals ungefähr?*

Antwort: Das kann ich gar nicht mehr sagen, eine Klasse voll. (Einwurf Reiter: *Ach so viele?*) Ja, 25 bis 30, eine ganze Klasse voll. (Einwurf Reiter: *Das ist ja offenbar wieder zurückgegangen*). Ja, aber als die Zahl der Studierenden dann zurückgegangen ist, da wurden – was ich sehr positiv erlebt habe – Leute aufgenommen in das Jugendamt oder in die TBC-Stellen. Die waren halbtags beschäftigt und haben nebenbei die Sozialakademie gemacht. Einige der besten Leute sind dabei hervorgegangen. (Einwurf Reiter: *Das waren die so genannten Assistenten, das war so ca. in den 70er Jahren.*)

Simon: Ich war sehr skeptisch, ich wollte das zuerst nicht. Ich habe mich dann überzeugt und es waren sehr ausgezeichnete Leute.

Antwort: Ja, die sind auch ausgezeichnet geblieben. Sie haben in die Ausbildung etwas Anderes hereingebracht. Die Umsetzung in der Praxis wurde dann von vielen geschätzt.

Reiter: *Vielen Dank für diesen schönen Beitrag.*

Frage aus dem Publikum (Herr Schlechter): Ich war von 1972 bis 1974 in der Sozialakademie in Ottakring. Ich komme mir manchmal schon vor wie ein Veteran, aber ich bin kein

Veteran. Die gute alte Zeit war nicht so gut. Es ist ja schon erwähnt worden, dieser verschulte Lehrplan mit Gegenständen, die mit der Praxis nichts zu tun hatten. (Einwurf Reiter: Das war ja noch der alte Lehrplan, oder?) Ja.

Aber gleichzeitig kamen schon über Projektformen Vortragende und Referenten, die damals auch noch sehr jung, aber hervorragend waren, weil sie uns die Augen geöffnet haben. Ob das jetzt der Hannes Swoboda war oder die Marina Kowalski, also Leute, die damals auch erst ihr Studium absolviert haben. Da gab es unglaubliche Impulse bei gleichzeitig verschulden Unterrichtsformen wie Stenografie, Maschinenschreiben, Büroadministration und Ähnlichem. Das war die eine Seite. Die andere Seite war, dass man über Praktika und Exkursionen auch eine Vorstellung bekam von der totalen Institution. Das muss man sich vor Augen halten: Damals gab es noch Kaiserebersdorf. Kaiserebersdorf war ein Erziehungsheim für straffällige Jugendliche, die dort bis zu ihrer Volljährigkeit angehalten werden konnten. Es gab noch Arbeitshäuser, Fasttage, der Strafvollzug war Strafe bei Fasten und Brot. Das waren wirklich die totalen Institutionen. Die Gesellschaftskritik war eigentlich eine Institutionskritik und eine Bürokratiekritik. Die Bürokratiekritik hat sich dann vor allem gegen das Jugendamt gerichtet, wo eine Form von Sozialarbeit praktiziert wurde, die wir einfach auch nicht gelernt hatten oder der wir sehr kritisch gegenübergestanden sind.

Es gab schon zwei Dinge, die wichtig waren: Im Grunde genommen die außerparlamentarischen Bewegungen - so ist z. B. Kaiserebersdorf über die Studentenbewegung skandalisiert worden - und die Reformer in der Politik und in den Institutionen, ohne die hätte z. B. der Aufbau einer modernen Bewährungshilfe, die Schließung von Kaiserebersdorf, die Psychiatrereform und Ähnliches nicht funktioniert. Das gesellschaftliche Klima war ein anderes als heute.

Ein letzter Punkt zudem, was wir außer viel zu diskutieren - was ja notwendig war - gemacht haben. Wichtig war es, sich zu organisieren, auch schon auf der Sozialakademie und später im Beruf, auf verschiedenen Ebenen. Manche waren vernünftiger, manche waren weniger vernünftig. Aber es war wirklich wichtig sich zu organisieren und Öffentlichkeit herzustellen. Die ersten Projekte waren immer Zeitschriften, Flugblätter und unsere Vorstellungen von außen in die Gesellschaft hineinzutragen. Das waren sozusagen die Punkte, die uns alle mehr oder weniger bewegt und berührt haben.

Reiter: *Danke lieber Hans-Jörg.*

Herr Schlechter: Ein kleiner Punkt noch, bei den Zeitschriften SIÖ hättest du auch eine Ausgabe von „Betrifft Sozialarbeit“ zeigen müssen.

Reiter: *Das stimmt. Da muss ich aber dazusagen, dass ich leider in einem Anfall von Demenz, als ich mein Zimmer gewechselt habe, alle meine SIÖ- Ausgaben und alles was Sozialarbeit betrifft usw. der hiesigen Bibliothek geschenkt habe – mit dem Problem, dass ich es mir jetzt immer ausborgen muss. Die liegen aber alle im Keller und sind nicht mehr so griffbereit. Aber ich danke dir für den Hinweis. Bitte die letzte Wortmeldung zum Thema Ausbildung. Ich würde dann auch schon überleiten zur Veränderung der Praxis.*

Frage aus dem Publikum: Ich war eine Kollegin des ersten Mannes in der Schule und da möchte ich sagen, dass man auch die Frau Dr. Nina Seiler erwähnen muss, die sicher vollkommen neue Dinge in die Ausbildung hereingebracht hat, weil sie aus Amerika gekommen ist und eine ganz andere Sicht hatte. Es gab zwar noch viele alte Elemente, aber wir haben

trotzdem Casework gehabt, was es früher nicht gegeben hat. Es hat damals schon eine ganz starke Veränderung in den frühen 50er Jahren gegeben.

Reiter: *Danke werte Frau Kollegin. Ich möchte dazu noch sagen, diese alten SIÖ Ausgaben, die bei uns im Keller liegen, sind wirklich ein Schatz und zeigen, was damals auch an Fachlichkeit, Qualität und – was man nicht vermuten möchte – auch an Internationalität vorhanden war. Es gibt kaum ein SIÖ aus den 60er Jahren, wo sie nicht einen Beitrag einer Kollegin von einer Studienreise oder von anderen Ländern finden. Das geht über Amerika, Holland, Berlin usw. usf. Das heißt, da gab es viel mehr, als man sich eigentlich vorstellen konnte oder sich heute vorstellen kann.*

Einwurf aus dem Publikum: Es waren die 50er Jahre und nicht die 60er Jahre.

Reiter: *Noch früher, ja. Die Hefte habe ich leider nicht mehr. Ich habe nur die ab 1959. Aber auch dort war das schon so. Ich habe aber auch welche, die ich Ihnen gezeigt habe, aus den Jahren 1925 bis 1932 und auch dort gibt es schon internationale Bezüge, Studienreisen der StudentInnen nach Berlin usw.*

An dieser Stelle möchte ich zu den Veränderungen in der Praxis überleiten - Hans-Jörg (Herr Schlechter) hat damit schon gut begonnen -, damit wir nicht bei der Ausbildung hängen bleiben. Die Veränderung der Praxis erfolgte ja nicht erst durch die Veränderung der Ausbildung, sondern das war eine parallele, gesellschaftliche Entwicklung. Z.B das Strafvollzugsgesetz gibt es ja schon seit 1969, das Bewährunghilfegesetz ist 1970 in Kraft getreten. Die so genannten revolutionären Studenten sind erst später dazugekommen. Die große Strafrechtsreform – in deren Zuge sind Kaiserebersdorf und Wiener Neudorf geschlossen wurden - ist 1974 in Kraft getreten, ist aber schon in den Jahren davor entworfen worden. Das heißt, es gab eine parallele Bewegung, als sich die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen sowohl in der Ausbildung als auch in der Praxis niedergeschlagen haben. Es stellt sich auch die Frage, inwieweit das heute wieder der Fall ist. Ich würde jetzt überleiten zu den Veränderungen in der Praxis, die – wie Hans-Jörg schon eingeleitet hat – gleichzeitig natürlich auch eine Veränderung der Institutionen bedeutete.

Ich möchte auch noch an ein Plakat mit dem Slogan „Gefangen in den Institutionen“ erinnern. Es gibt ein SIÖ-Heft, das ich nicht kopiert habe, mit dem großen Titel „Raus aus der Institution“ – das war damals auch ein Thema einer Bundestagung.

Spitzzy: Ich sage jetzt einmal zum Jugendamt etwas. Ich bin ja relativ geschichtslos 1977 ins Jugendamt im 22. Bezirk gekommen. Da habe ich festgestellt, dass es natürlich total traditionelle Kolleginnen gab, die noch im weißen Kittel Klienten bzw. Familien besucht haben, sich die Zimmer zeigen ließen, die Wäsche, wie sie gestapelt ist. Als mir das das erste Mal passiert ist und jemand die Schränke aufgerissen hat, hab ich mir gedacht, ich bin irgendwo auf einem anderen Stern. Oder als eine alte Dame einmal zu mir kam und gesagt hat: „Frau Fürsorgerätin“, da habe ich mir gedacht, die Österreicher spinnen wirklich mit ihren Titeln. Ich habe ihr dann sehr unrecht getan, weil den Titel gab es. Für mich war das irgendwie unvorstellbar.

Aber auf der anderen Seite habe ich am Jugendamt im 22. Bezirk Frauen kennen gelernt, die im Nationalsozialismus Sozialarbeiterinnen oder Fürsorgerinnen gewesen sind und die sehr wohl aufgrund ihres politischen Bewusstseins einfach ganz andere Strategien entwickelt hatten, mit den Menschen umzugehen und wenn möglich all das zu verhindern, was eigentlich von ihnen gefordert wurde: nämlich diese Kontrolle, das Weiterleiten der Daten usw. Meine Einschulerin war da anscheinend, obwohl schon älter, doch irgendwie sehr fortschrittlich. Es

gibt schon Gesetze, Organisationen, Rahmenbedingungen, aber es gibt trotzdem noch uns als SozialarbeiterInnen. Und wir können auch in der Institution einfach etwas Anderes vertreten und durchsetzen. Ich finde, der zweite Weg, der vielleicht ein bisschen zu kurz kommt im Moment, ist, dass ich mich auch außerhalb der Sozialarbeit politisch engagieren muss, wenn ich die Rahmenbedingungen für die Sozialarbeit verändern will - aber ich bin vielleicht auch nicht mehr auf dem neuesten Stand Ich würde sagen, man kann sich nicht nur auf die Institutionen ausreden, sondern man muss auch schauen - wenn man schon da drinnen arbeitet -, was kann ich da verändern und wie kann ich menschenwürdig mit den Menschen umgehen – und das gab es auch schon damals.

Reiter: *Danke Christine.*

Reiter an Zinner: *Liebe Kollegin, Sie haben ja den Gang durch die Institution 1975 begonnen. Wie war das damals als junge Sozialarbeiterin? Sie haben am Jugendamt zu arbeiten begonnen.*

Zinner: Ja, am Jugendamt in Ottakring. (Einwurf Reiter: Das war ja dann schon irgendwann ein Modell-Jugendamt, oder?) Ja. Es war furchtbar, wobei ich schon durch das Praktikum vorbereitet war. Und ich würde sagen, im Praktikum war es noch furchtbarer. Das mit dem Modell-Jugendamt, das war ja ein guter Ansatz, Teamarbeit einzuführen oder das zumindest so zu nennen. Ich würde sagen, das hat aber nichts von dem gehabt, was ich mir unter Teamarbeit vorstellen würde, sondern das war ein erzwungenes Zusammensein unter der Leitung des Amtsleiters. Ich habe einmal den Satz gehört: „Sie dürfen auch was sagen, wenn Sie die Unterschriftsberechtigung haben.“ Also wirkliche Teamarbeit in diese Institution Jugendamt hineinzubringen war nicht erwünscht.

Was für mich ganz schlimm war, war teilweise der Umgang mit den KlientInnen durch meine Kolleginnen, aber auch das Ziel, schlimme Kinder zu verwalten, sie wegzubringen, sie möglichst schnell unterzubringen. Ziel war es, sie irgendwo hinzubringen auf dass sie dann vielleicht wieder besser hergerichtet zurückkommen. Das hat so überhaupt nicht meinen Zielen entsprochen. Gelernt habe ich sehr viel, weil ich sehr viel auf Außendienst gegangen bin, um meiner Einschulerin zu entkommen. Ich meine, das ist nicht immer eine ganz gute Art zu lernen, so im Selbstversuch, über Versuch und Irrtum oder man versucht ein Gespräch möglichst gut zu machen. Und das geht dann gut oder auch nicht. Aber es war auf jeden Fall eine Möglichkeit, das was ich wollte, anzuwenden - nicht als böse Fürsorgerin. Denn darum ist es sehr stark gegangen, Fürsorgerin versus Sozialarbeiterin.

Reiter: *Vielleicht muss man dazu sagen, es sind ja wahrscheinlich Kollegen aus anderen Bereichen hier, dass die Entwicklungen diesbezüglich wahrscheinlich sehr unterschiedlich waren. Vielleicht muss man das historisch schon noch erklären: Es wurde ja damals in Wien noch die „Stadt des Kindes“ gebaut.*

Zinner: Ja, 1973 ist die eröffnet worden. Das war ein modernes Unding.

Reiter: *Das war aber noch das Konzept eines Großhauses, eines großen Heimes. Aber in der Zwischenzeit - der Kollege Schlechter hat das ja schon angedeutet - gab es die Bewegung „Weg von den Großheimen“. Da ist 1973 ungefähr zeitgleich die erste Wohngemeinschaft vom Land Salzburg in St. Johann im Pongau gegründet worden. Ein Student, der Kollege Daferner, den ich kannte, hat dort die Wohngemeinschaft gegründet. Salzburg hat sich früh vom Großheimgedanken verabschiedet.*

Damals wurden ja zum Teil auch Heime von Künstlern oder sonst engagierten Menschen, gestürmt, es gab so etwas wie eine Heimbefreiungsaktion. Ich kann mich an das große Heim in Eggenburg / Niederösterreich erinnern, wo das der Fall war. Damals wurden auch Jugendliche aus Eggenburg befreit. Sie wurden aber anschließend leider nicht sehr gut nachbetreut, und viele sind dann bei uns in der Bewährungshilfe gelandet. Denn die Engagierten haben ja nur gestürmt, die jungen Menschen in Freiheit gebracht, doch die wussten aber nicht, was sie mit dieser Freiheit anfangen sollten. Und wenn sie sich dann auf den Weg gemacht hatten bis Wien, hatten sie schon einige Straftaten hinter sich, weil sie ja überleben mussten. Ich sage das jetzt nicht böse, sondern das war so. Da sind sie eben in eine Schrebergartenhütte eingestiegen, haben dort übernachtet und haben irgendetwas aufgebrochen, um etwas zu essen zu haben. Aber das waren eben Einbruchsdiebstähle, Verbrechen und schon haben wir sie wieder gehabt.

Publikum: Ein Wort zur „Stadt des Kindes“, zur Ehrenrettung der Sozialarbeiterinnen. (Einwurf Reiter: *Ich habe das nicht wertend gemeint.*) Unsere damalige Stadträtin hat in Ungarn so ein großes Heim gesehen und hat gesagt: „Das will ich in Wien haben.“ Wir haben sie bearbeitet und bestürmt, machen Sie das nicht, aber es hat nichts genützt. Dann haben wir es gekauft. Wir Sozialarbeiterinnen haben aber von Anfang an gewusst, dass es eine Fehlentwicklung ist.

Reiter: *Kollegin, ich habe nicht gesagt die Sozialarbeit hat das gemacht, sondern Wien hat das gemacht, also die Wiener Politik.*

Publikum: Was wir gekämpft haben.

Reiter: *Das war dann offenbar schon ein Prestigeprojekt.*

Publikum: Anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Republik, das sollte damit gefeiert werden. Das war ein Geschenk des Bundes an die Stadt Wien. Das Heim war gedacht als Geschenk der Republik an die Kinder anlässlich der 50-Jahr-Feier der Republik im Jahr 1968. Fertig geworden ist es natürlich viel später. Aber der Beschluss ist 1968 gefallen.

Reiter: *Das heißt die Praxis hat natürlich auch zu einer Veränderung der Organisationen geführt. Im Jugendamt war das aufgrund der starken bürokratischen Organisation natürlich schwierig. Es sind im Umfeld sehr viele Projekte entstanden, neue Organisationen, zum Teil basisorientierte Organisationen. Es gab auch Versuche in etablierten Einrichtungen – ich denke hier an die Bewährungshilfe. Der Verein war eine zeitlang fast basisdemokratisch organisiert, bis es zu bunt wurde.*

Reiter an Simon: *Liebe Frau Doktor, Sie haben die Akademie geführt bis 1983. Wie war dann das Verhältnis zwischen Ausbildung und sich verändernder Praxis?*

Simon: Es ist so, dass die Schule nicht mehr so realitätsfremd war. Es hat z. B. eine Zeit gegeben, wo unsere Revolutionären in der Schule sich sehr gegen das Casework gewehrt haben. Sie haben die Anne Cohn-Feuermann, die dort unterrichtet hat und wirklich eine ausgezeichnete Sozialarbeiterin war, fertig gemacht, sie hat einen Herzinfarkt bekommen.

Ich habe sie zwar nicht aufgebracht, aber ich habe von der methodenintegrativen, der fächerübergreifenden Sozialarbeit gewusst. Es war nämlich die Vorstellung, dass sich Casework nur mit dem Individuum, der Einzelperson, befasst und die gesellschaftlichen Komponenten außer acht lässt, dass aber gerade die beachtet werden müssen. Aber die Gemeinwesenarbeit z. B.

befasst sich mit der Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen. Da gab es Konflikte, wie z.B. meine Sozialarbeit ist besser als deine. Die Idee einer methodenübergreifenden Sozialarbeit ist die, dass alles notwendig ist. Man muss sich sowohl mit der Einzelperson befassen als auch mit den gesellschaftlichen Umständen, die möglicherweise die Ursache sind. Die Sozialarbeit müsste eigentlich arbeitsteilig vor sich gehen, z. B. in Teams, je nachdem wofür man sich am Besten eignet. Manche arbeiten lieber gesellschaftspolitisch, andere wiederum arbeiten lieber mit der Einzelperson. Man müsste also die Fälle so angehen, dass man alles betrachtet, damit nicht die eine Sozialarbeit bessere ist als die andere. Ich glaube, das hat sich nachher dann auch durchgesetzt.

Reiter: *Ich muss jetzt leider ein bisschen auf die Zeit achten. Damals begann auch die Diskussion über die Frage der Wissenschaftlichkeit von Sozialarbeit, die Professionalisierungsdebatte usw. Eine Unzahl von Themen, die wir vielleicht in die nächste Veranstaltung einbinden können, sind damals diskutiert worden.*

Gibt es noch Beiträge aus der Praxis von KollegInnen, die diese Zeit erlebt haben, die vielleicht ihre Eindrücke oder das, was sie uns noch sagen wollen, mitteilen wollen?

Publikum: Ich möchte keinen Beitrag liefern, weil ich diese Erfahrungen hier nicht teilen kann. Ich möchte eine Frage formulieren und zwar beziehe ich mich auf das, was Sie vorhin gesagt haben, die Praxis hätte in dieser Zeit die Bürokratie verändert. Und wie Frau Zinner gesagt hat, ich sage es jetzt mit meinen Worten, sie war schockiert, wie manche KollegInnen mit den Klientinnen in dieser Zeit umgegangen sind. Ich beobachte in größeren und kleineren Einrichtungen mittlerweile auch wiederum eine Veränderung, nämlich durch die Einführung neuer Verwaltungsmanagementtechniken und -theorien, eine sehr flächendeckende Einführung von EDV. Mein Gefühl ist, dass es mittlerweile eine Veränderung dahin gehend gibt, dass der Klient sich dem jeweiligen Softwareprogramm anpassen muss, sonst hat er gar keine Chance zum Klient zu werden. Das heißt er muss bestimmte Kriterien an Bedürftigkeit erfüllen, damit er überhaupt wahrgenommen wird. Ich halte das auch für eine ähnlich erschreckende Entwicklung, die schon in die Zukunft weist – aus der Vergangenheit heraus. Ich würde gerne die Frage formulieren, ob hier große Träger, wie beispielsweise die Bewährungshilfe oder die Stadt Wien, auch etwas gegen solche Tendenzen unternehmen, um den Klienten wieder Mensch sein zu lassen mit all seinen Problemen?

Publikum: Ich finde diese Fragestellung sehr, sehr positiv, weil ich auch merke, dass der Schwerpunkt auf Technik, Bürokratie, Kontrolle usw. liegt. Der Schwerpunkt wird mehr auf Kontrolle verlagert, mehr in Richtung Verkauf der Institution, so dass es weniger um den Inhalt geht, um den Klienten, dass es mehr ums Präsentieren und um die Kunden geht, wobei die Kunden natürlich sozusagen Ministerien, die Gemeinde Wien etc. sind. Ich finde diese Fragestellung sehr gut, kann mich anschließen - ich merke diese Veränderung auch und fürchte sie. Ich arbeite in der Bewährungshilfe und spüre das auch dort.

Reiter: *Danke Andi.*

Publikum: Ich bin auch ein Fossil. Ich habe im Unterricht in der Ottakringer Straße und in Floridsdorf gearbeitet. Frau Doktor Simon hat mich angeschleppt aus der Forschung und ich habe die sehr unliebsame Aufgabe gehabt, Sozialarbeiter davon zu überzeugen, dass sie sich – wenn sie politische Veränderungen hervorrufen wollen – mit der Methodik auseinandersetzen müssen. Ein Drittel des Unterrichts diente dem Abbau der schulischen Ängste gegen alles Formale und auch der Ermutigung, Motivation, dass Forschung, zwar etwas sehr Schwieriges, aber auch Freches sein kann, dass sie Wirkung hat und auch als Werkzeug brauchbar ist. Für

diese Aufgabe haben mich die Sozialarbeiter zum Teil sehr gehasst. Ein anderer Teil hat von mir in verschiedenen Werkstätten kreative Motivation bekommen. Der Direktor von der Erziehschule uns dafür einen Saal zur Verfügung gestellt hat und ist dann immer wieder heruntergekommen und hat gesagt: „Was murksts denn ihr da herum?“ Er war ganz erstaunt, dass wir [...] solche Sachen gemacht haben. Ich möchte nur mitteilen, dass ich dazwischen ein seltsames Phänomen, das noch nicht erforscht ist, ein Zeitzunderphänomen entdeckt habe, dass nämlich nach 20 bis 30 Jahren, die Leute, die früher einmal von mir gequält worden sind, heute auf mich zukommen, und mich nun als Supervisorin, als Coach für ihre Institutionen holen. Jetzt habe ich in meinen reifen Tagen mehr zu tun als je zuvor und dafür möchte ich euch danken und weiterhin viel Frechheit, Forschungsneugierde und jede Menge von Uner-schrockenheit wünschen. Danke.

Reiter: *Danke. Wenn es keine Meldungen mehr aus dem Publikum gibt, würde ich vorschla-gen, dass du kurz antwortest auf die Frage bzw. jeder, der hier möchte.*

Spitzzy (Antwort auf vorige Frage aus Publikum): Das ist ein Problem der Ausbildung bzw. vielleicht weniger der Ausbildung als der Träger. Die haben natürlich immer einen Auftrag - wie Sie so richtig sagen. Und die staatlichen oder privaten Einrichtungen sind die Kunden, die uns bezahlen und nicht die Klienten. Das hat mich übrigens am Kundenbegriff immer irrsin-nig geärgert, weil unsere Klienten nicht unsere Kunden sind, die zahlen uns nicht, sondern das sind die Auftraggeber – und das verfälscht ständig den Blick. Das ist einmal das Eine.

Das Andere, das ganz großes Problem ist, dass in der ganzen Ausbildungsdebatte oder auch sonst immer wieder vergessen wird, dass wir es mit Menschen in Notlagen zu tun haben und dass ein Teil der Professionalität darin besteht, dass wir in der Lage sind deren Wirklichkeit wirklich real zu erfassen. Dazu brauchen wir jede Menge von Bezugswissenschaften, von Methodik usw. usf. Das ist die Basis auf der wir stehen und das ist Knochenarbeit, ist manchmal sehr mühsam und hat viele, viele Folgen, auch für das eigene Berufsbild. Ich denke mir, so etwas passiert mit der EDV dann, wenn die Leute eigentlich nicht mehr kapieren, was die Wirklichkeit der Leute ist, sondern eben ihr Programm verkaufen wollen, um damit ihren Arbeitsplatz oder was auch immer zu festigen. Das gibt es leider in vielen, vielen Bereichen und das Einzige, was einem dabei helfen kann, ist, dass man wirklich so nah wie möglich - das klingt jetzt unheimlich doof - an den Klienten dran ist, weil dann kann man sich wehren und sagen: „Das was dort produziert wird, ist ein Mist, so geht es nicht und wir müssen es anders formulieren.“ Also ich kann jetzt nur diese Anregung geben.

Reiter: *Frau Doktor Simon, Kollegin Zinner, ein Schlusswort bitte. Vielleicht auch mit dem Blick darauf, dass Sie viel Erfahrung haben. Sie sind schon ein bisschen weg von der Sozial-arbeit, waren aber doch in den letzten Jahren sehr aktiv. Was würden Sie der Sozialarbeit für die Zukunft wünschen?*

Zinner: Vielleicht noch ein Wort zu dieser Klienten-Kunden-Diskussion. Ich denke, die ist noch lange nicht beendet. Ich stelle es nur in Frage, dass unsere KlientInnen uns nicht bezah-len. Das tun sie sehr wohl, wir werden über Steuermittel bezahlt. Ich halte diese Diskussion für noch nicht beendet. Wenn der Kundenbegriff auf das rein wirtschaftliche reduziert und das Hilfsangebot dann aus dem Auge verloren wird, dann mag ich ihn auch nicht. Aber die Frage der Bezahlung ist für mich nicht so eindeutig.

Zur Anpassung an Konzepte: Das ist für mich nichts Neues, aber damit wird es nicht besser. Es ist klar, die Konzepte müssen sich dem Bedarf der KlientInnen - ich bin auch noch bei diesem Wort, für mich sind es noch keine KundInnen - anpassen und nicht umgekehrt. Aber

ich glaube, dass es das zu allen Zeiten gegeben hat, diese Diskussion: Passt diese Klientin in unser Konzept? Ich glaube nicht, dass das unbedingt etwas mit irgendwelchen Softwareprogrammen zu tun hat. Ich beschäftige mich damit, was diese Software mit SozialarbeiterInnen macht, d. h. wenn ich mich nur mehr daran orientiere, wie ich bestimmte Daten eingeben kann. Das ist jetzt keine Dokumentationsfeindlichkeit, denn Dokumentation ist etwas ganz Wichtiges in der Sozialarbeit. Mir fällt da immer der Arzt ein, der den Patienten nicht mehr ansieht, sondern nur mehr in seinen Bildschirm hineinschaut. Das darf in der Sozialarbeit nicht passieren und trotzdem müssen wir schauen, wie wir unsere Arbeit gut dokumentieren - und zwar wegen unserer KlientInnen aber auch für uns selbst, wenn es jetzt z.B. um Haftungsfragen in unserem Bereich geht.

Reiter: *Gut, das verstehen wir jetzt. Liebe Frau Doktor.*

Simon: Ich habe nur einen Wunsch, dass die Sozialarbeit humanistisch bleibt und der Mensch im Mittelpunkt steht, so wie es auch hier herausgekommen ist.

Reiter: *Ich danke Allen für ihr Mittun.*